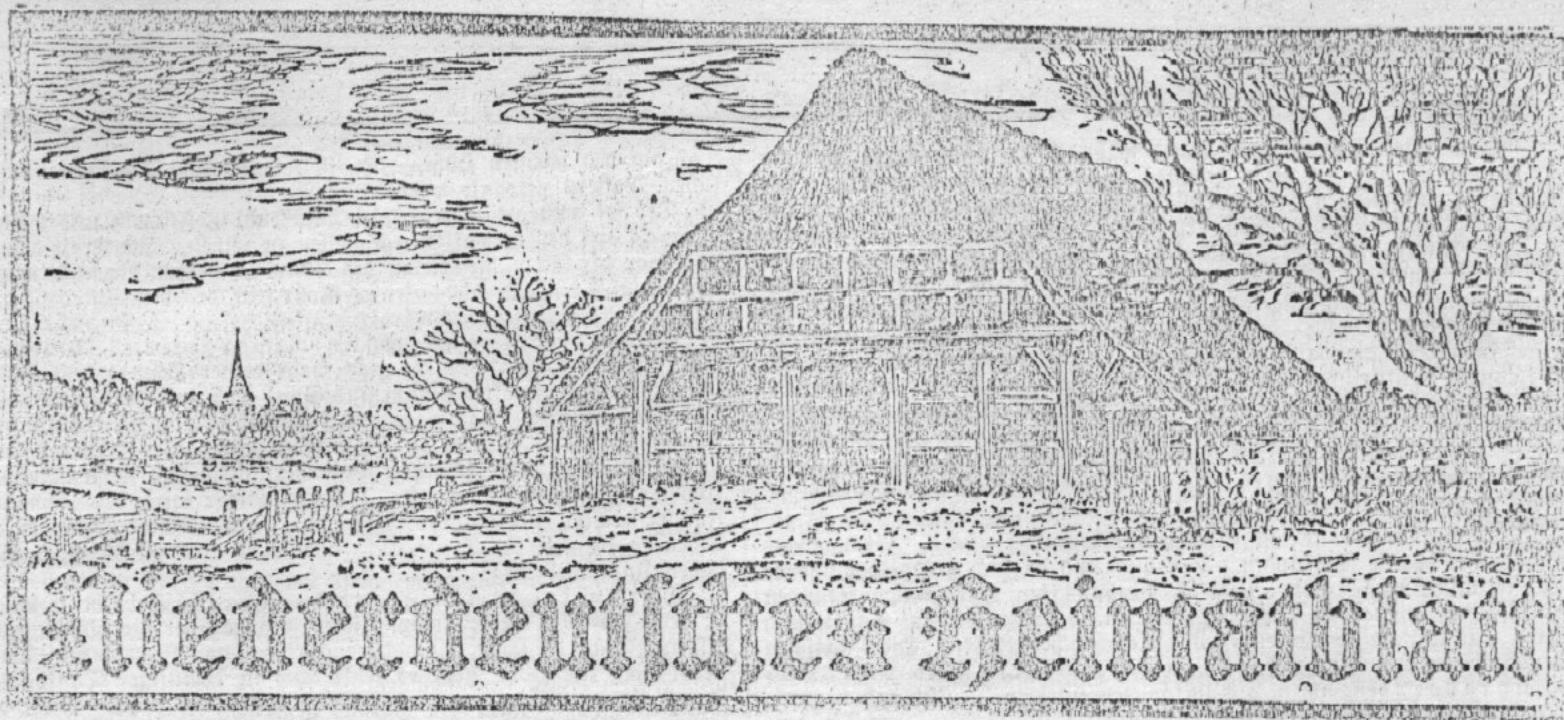




Nr. 11.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1927.

Erinnerung.

De Abend sacht so sacht herdal,
So weel, as wödt en Drom;
En lechten warmen Sinnenstraël
Späit um den Binnenboom.
Dat is so still — id weel nich wo.
Blot Volfint singt sin Leder,
Un sacht fällt mi de Dgen to —
Wo rüdt so söt de Fleder.

Dat is mi ganz, as wödt keen Drom,
Un wör keen Tied vergahn,
Un wör desülvre ohle Dorn,
Wo Hand in Hand wi stahn.
He leel so tro mi in dat Og,
De Volfint singt sin Leder,
Un as he an sin Hart mi tog,
Wo söt vol do de Fleder.

Dat is nu all so mennig Johr,
Wo allens dat so wör,
Min Nae is krumm un gries mit Door
Un di — di deelt de Ger.
Doch einmal hehm id dat jo lewt, —
De Volfint singt sin Leder —
Erinnerung, de weert un swent,
Un söter rüdt de Fleder.

August Löhn.

Rund um die Hünenburg.

Von Wilhelm Seydich.

Zwischen Cuxhaven und der Wesermündung, längs der Nordseeküste, zieht sich eine 6 bis 10 Kilometer tiefe Marschlandschaft hin, seit Jahrhunderten das „Land Wursten“ genannt. Ansehnliche Dörfer und mehrere stadtbahnliche Flecken liegen in fastgrünen Wiesen eingebettet. Wohin man blickt, ragen spitze Kirchtürme alter Bauart. Von den Deichen aus schaut man weit über das endlose Wattenmeer dahin. Ostwärts, jenseits der übrigen Weidegründe, beschließen die ersten, dunklen Höhenzüge der Geest das blühende Landschaftsbild. Dort beginnt die Heide mit ihren schwermütigen Hochmooren und einsamen Seen. Und dort oben liegt jener merkwürdige Winkel Deutschlands, der heute noch voller Geheimnisse steckt, die Gegend der Hünengräber, Hünenburgen und Hünenstädte, über deren Erbauer man trotz eifrigster Nachgrabungen und Forschungen immer noch so gut wie nichts weiß.

„Hünengräber“, jene gewaltigen Steinkammern, aus unbewohnten Findlingsblöcken aufgetürmt, findet man in den Wäldern und auf den flachen Heidestrecken Niederdeutschlands fast überall, nirgends aber so zahlreiche — und das auf einem verhältnismäßig kleinen Flächenraum — wie hier. Fast unvermittelt steigt die Geest aus dem Marschlande auf. Die fruchtbaren Wiesen und Felder sind mit einem Schlage zu Ende, und graubraunes Heidekraut auf dünnem Boden tritt an ihre Stelle. Es ist ein scharfer Uebergang von freundlicher Gastlichkeit zu entnütigender Oede, den wir erleben, wenn wir die jähe Grenze zwischen Marsch und Geest überschreiten.

Hier nun, am steilen Rande der hochliegenden Heide, haben vor drei, viertausend Jahren — wer weiß, wie lange es her ist? — die damaligen Bewohner dieses Küstenreiches, wahrscheinlich Friesen und Chanten, vielleicht aber auch Sorben oder Wenden, ihre Toten begraben

und ihre mächtigen Schutzburgen gegen die nordmännischen Seeräuber errichtet, die anbauern ihre Küsten denunzierten.

Ringwall neben Ringwall, Schanze an Schanze und — Grab an Grab liegen hier die uralten Erdwerke und Granktanten, ja, im Schutze einer langgestreckten Wallanlage finden wir sogar die Reste einer sogenannten „Hünenstadt“, die, obgleich heute nur noch eine Gruthe flacher Hügel, doch auf den ersten Blick als das Werk menschlicher Hände erkennbar ist.

Der Wanderer, der von Westen, von Bremerhaven und Lehe her, das Land Wursten betritt, erblickt bereits unweit des Dorfes Langer, unmittelbar aus der ebenen Umgebung aufsteigend, einen mächtigen Hügel, dessen Konturen scharf und regelmäßig abgekannt sind. Dies ist die erste der zahlreichen prähistorischen Befestigungswerke, die sich von hier bis in die Nähe von Cuxhaven wie eine systematisch angelegte Kette von einzelnen Speerforts am Oestrande entlangziehen. Wichtig und hülflos ragt dieser Ringwall über das umliegende Land empor. Die etwa 5 Meter hohe Böschung schließt einen flachen Kessel in ihrer Mitte ein, während nach Osten und Westen je ein Ausfallstor den Wall durchbrechen.

Trotz seines imposanten Umfangs ist dieser Ringwall von Langer aber nur eine kleine Anlage seiner Art. Wenige Kilometer weiter, jenseits des großen Dorfes Siebern, stoßen wir unvermittelt auf eine andere, weitaus größere und in ihrer Anlage weit kompliziertere Befestigung, die zweifellos den Hauptstützpunkt des ganzen Verteidigungssystems bildete, — die „Bibinsburg“.

Woher diese Bezeichnung stammt, ist unbekannt, sie ist jedenfalls erst in weit späterer Zeit entstanden als die Burg. Von einer Burg im eigentlichen Sinne des Wortes ist auch nicht zu reden, denn wie der Ringwall von Langer ist auch diese Anlage nur eine Erdbefestigung, aber von so kolossalen Ausmaßen und sorgfältiger Planmäßigkeit, so daß selbst wir, die wir von Monumentalität sicher nicht allzu bescheidene Begriffe haben, in Erstaunen versetzt werden.

Unmittelbar am Abfall des Oestrandes in die Marsch gelegen, erheben sich die ungeheuren Erdwälle bis zu 18 Meter über das Tiefland und noch etwa 10 Meter über die Hochfläche. Fast senkrecht steigen die grasbewachsenen Böschungen auf und schließen sich zu einem, wie mit einem Zirkel vorgezeichneten Kreise zusammen. Der eingeschlossene Raum, eine Vertiefung, die einige hundert Menschen aufnehmen kann, hat früher wahrscheinlich noch eine Art von Unterständen zum Schutze gegen Wind und Wetter enthalten. Auch hier sind zwei Ausfallstore vorhanden, die nach Nordwesten und Südosten den Hauptwall durchbrechen.

Von der Marsch aus erscheint der Wall fast unersteiglich, und sicher ist er damals für einen Angreifer mit primitiven Waffen uneinnehmbar gewesen. Nach der Oestseite hin aber sicherten nach Süden ein weites Hochmoor und nach Osten zwei vorgeschobene Wälle und drei tiefe Gräben die Burg vor allen Ueberfällen.

Jene alten Bewohner des Landes Wursten mögen schwere Zeiten durchgemacht haben unter der ständigen Bedrohung durch nordische Seeräuber. Sie ließen es daher an den erwähnten Ringwällen von Langer und der „Bibinsburg“ von Siebern nicht genügen. Etwa 1000 Meter östlich der letzteren zieht sich noch eine weitere Verteidigungslinie dahin, die anscheinend das Hinterland der Geest vollständig abriegeln sollte. Im Volksmunde heißt diese weitere Wallanlage heute noch die „Heiden-schanze“. Es ist eine gradlinige, nicht allzu hohe Erdaufschüttung mit einem breiten Graben und verschiedenen kleinen Außenwerken. Fast rechtwinklig erstreckt sich dazu noch der „Grane Wall“ bis in die Marsch hinein. Dieses ganze Fortifikationsystem — Bibinsburg, Heiden-schanze, Grauer Wall, — bildet eine Art Sacl, in dem sich jeder Angriff vom Meere her fangen mußte und durch „Flankenfeuer“ zunichte gemacht werden konnte. Wahrscheinlich zogen sich nun bei Ueberfällen, die nicht an der Küste abgewehrt werden konnten, die Bewohner der Marschflecken mit ihren Herden hinter diese Verteidigungslinien zurück, wo

sie sich in bester Sicherheit befanden, während die wehrfähigen Männer die Ringwälle und Schanzen besetzten und aus der Deckung heraus den Gegner zurückschlugen. Sammelplatz der nichtkämpfenden Bevölkerung war möglicherweise die schon erwähnte „Hünenstadt“, die wenige hundert Meter hinter der Seidenchanze im moorigen Gelände gelegen ist. Es ist eine Sammlung planmäßig angelegter Hügel, die früher vielleicht einmal Erdwohnungen in sich bargen, von denen allerdings nichts mehr zu erkennen. Die Bezeichnung „Hünenstadt“ ist vielleicht auch nur eine Hypothese, die daraus entstanden ist, daß diese Hügelgruppe unverkennbar willkürlich angelegt ist; dafür spricht ihre scharfe Umgrenzung und die Beschaffenheit des umliegenden Geländes, das aus Moorgrund bestehend, keinerlei Hügelformen aufweist. Wer will jetzt noch das Rätsel dieser Hünenstadt entziffern? Verschiedene Urnenfunde haben auch die Vermutung nahegelegt, daß es sich um ein altes Gräberfeld handeln könnte. Aber diese Frage wird wohl ewig offen bleiben . . .

Eintönig und düster ist es hier auf dem Geestrücken. Graugrünes Seidekraut bedeckt den Boden. Nur hier und da sind goldgelb blühende Ginsterbüschel eingestreut. Nehmen wir uns die Zeit, einige Stunden durch die melancholische Gegend zu streifen, so stoßen wir auf Schritt und Tritt auf weitere Ueberbleibsel vorgehichtlicher Zeiten. Hier, zwischen den Dörfern Längen-, Sievern und Holsfel, liegen mehr „Hünengräber“ beisammen, als im ganzen übrigen Deutschland vorhanden sind. Zum Teil sind sie von vorwärtiger Hand zerstört, zum Teil zerfallen oder abgetragen worden. Aber immer noch hat eine stattliche Anzahl sich in ursprünglichem Zustande erhalten. Es sind fast alles „Steinkammergräber“ bekannter klassischer Anlage. Auf mächtigen, aus Findlingsblöcken errichteten Stützwänden ruhen ungeheure Steinplatten von unwahrscheinlichen Ausmaßen, die die Grabkammern verschließen. Ringsum, gewissermaßen als Einfassung, sind weitere Reihen von Findlingssteinen errichtet.

Es sei hier nur das mächtigste dieser Gräber, das sogenannte „Bilzenbett“ erwähnt, das nur wenige hundert Schritte östlich von der „Bipinsburg“ entfernt liegt. Die Grabkammer dieser Anlage bietet etwa 20 Menschen Raum. Leider ist der kolossale Deckstein nicht unverfehrt geblieben und gewaltsam in drei Teile zerbrochen worden, von denen zwei in die Grabkammer hineingestürzt sind, während der dritte in seiner ursprünglichen horizontalen Lage verblieben ist. Dieser letzte Teil mißt etwa 3,5 Meter in der Länge, 3 Meter in der Breite und ist etwa 1,5 Meter dick. Man kann sich daraus ein Bild von der Mächtigkeit machen, die der ungebrochene Deckstein einstmals besessen hat . . .

Was mag sich hier auf diesen Seidefeldern, zwischen Burgen, Schanzen und Gräbern einst abgespielt haben? Wieviel Blut hat diese unfruchtbare Erde getrunken? Vergangene Jahrtausende blicken uns aus diesen Ueberresten geheimnisvoll entgegen. Die Erde selbst aber bleibt schweigend und verschlossen und verrät keines ihrer zahlreichen Rätsel mehr . . .

Heimatgebote.

Von Wilhelm Lennemann.

I. Du sollst deine Heimat lieben wie dich selbst, liebst du dich selbst, so liebst du auch deine Heimat; denn du bist nur ein Teilchen deiner mütterlichen Erde. Hier, Wille und Stein sind dir Geschwister, Kinder seid ihr der großen Erde, die euch alle nährt, euch alle erhält. Der Odem Gottes durchweht euch mit gleicher Inbrunst, die Kraft eurer Erde ist in euch allen mächtig; was in euch blüht und reift, ist „Heimat“, und eure Gedanken sind Heimatgedanken; wie könnte es auch anders sein! Liebt ihr euch aber selbst, wie wollt ihr eure Heimat nicht lieben, von der ihr nur ein Teilchen seid!

Du sollst deine Heimat achten; und wäre sie der übelste und verlassenste Winkel der Welt, ein Stückchen Erde, das allen Stolz der Welt als Ablagerungsstätte ihres schmutzigen Hasses diene. Du bist in ihr gewachsen, sie hat dir Kraft gegeben und dein Ich gebildet, daß du stolz und hoch dastandest wie die Bäume des Waldes. Schone sie nur mit liebenden Augen an, und du wirst so viel Schönheit, so viel Kraft und Treue in ihr finden, daß dein Herz die Ueberfülle hat. Die Erde ist allenthalben schön, wie sie auch gut ist; betrachte sie nur mit rechten Augen und mit rechter Seele!

Du sollst deiner Heimat vertrauen. Glaube an sie, laß dich nicht wandeln durch Kräfte, die nicht deinen heimischen Wurzeln entsprossen. Schneide der Rebe, die an deiner Hauswand rankt, die Wurzeln ab und leide den Saft eines fremdländischen Gewächses hinein, sie wird verdorren; also wird es auch dir geschehen! So lasse dich leiten von den Kräften deiner Heimat; traue ihnen, werde nicht müßlos, hoffe und harre, bis sie dein Tiefes und Vestes in dir geweckt und zum Licht geführt haben. Je treuer du gewesen, desto reicher wirst du blühen und Frucht geben für Kind und Kindeskind!

Du sollst an dein Heimat glauben, wie ein Kind an die Güte und Liebe seiner Eltern und Gottes glaubt; sei dankbar und demütig, wenn sie sich dir in ihrer Größe und Liebe offenbart, und werde nicht müßig, wenn sie sich deinem trostigen Herzen verschleßt. Die Tage, an denen sie sich dir mit offenen Händen nähert, sollst du wie Feiertage halten. Arbeite auf den Aedern deiner Heimat im Schweisse deines Angesichts, forsche und suche, aber verzage nicht, so werden dir nach schweren Mühen die Erntetage reichen Segens kommen!

Du sollst dich nicht über deine Heimat erheben und wähnen, an dem, was dir geworden und gegeben, habe die Heimat keinen Teil, der Eichbaum wächst in die Breite und strebt in die Höhe, aber er wird der Wurzeln nicht entraten können, die er tief und fest in den Waldboden gesenkt. Also auch du! So hoch du auch gestiegen und so fern du auch der Heimat bist, ihre Kraft wirkt über Fernen und Meere hinweg, und was sie an heimlichen Querten in dir wachgerufen, nährt dich auch

noch auf den höchsten Höhen. Da ist keine Frucht, die nicht von heimatischen Wassern getränkt werde!

Des sei immer eingedenk, und hüte dich, in Fäulnis und Hochmut die Wurzeln aus den heimatischen Schollen zu reißen. Die Kraft deiner Erde wird von dir lassen, die Sterne des Himmels werden dir nicht mehr leuchten, du wirst ein sehr schwankendes Rohr sein, das den Stürmen und Wetterhaken haltlos preisgegeben wäre!

Du sollst deine Heimat nicht vergessen! Untreue schlägt ihren eigenen Herrn: So du nicht mehr deiner Heimat bewußt bist und wilden, fremden Kräften Raum und Spiel gibst, wird in dir erblühen und allmählich ersterben, was eigen und kraftvoll stolz in dir erblüht. Darum verkenne dich immer tiefer in die Gnaden und Güten deiner heimatischen Erde. Grabe und schürfe den Goldadern nach, wo sie leuchtend zutage treten. Je tiefer du bringst, desto mächtiger wird dein Gewinn sein. Immer rechter und wahrer wirst du deine Heimat erkennen. Deine Scheuern werden die Ernte nicht alle fassen können, du wirst die Fülle haben Jahr und Tag!

Darum sei demütig und dankbar! Hebe deine Augen auf zu den Himmeln, die im sommerlichen Glanze über dir blühen, aber vergiß auch nicht die Erde, die dich genährt hat von Jugend an. Das Korn strebt stolz zur Höhe, aber es senkt auch in demütiger Dankbarkeit sein Haupt tief zur Erde, wenn es Schwere und Reife fühlt. Willst du nicht lernen von der brüderlichen Mehre? In der Frühe des Sonntags läuten die Glocken deines Heimatlands. Da halte den Klang in deiner Seele und in deinem Herzen fest, und so du arme Brüder findest, die wehen Herzens oder irre an der Heimat geworden sind, so lasse sie in dich hineinlauschen, daß sie diese Klänge hören und in ihrem Läuten sich wieder aufrichten, daß sie gesund werden und den Weg wiederfinden zu dem Vineta ihrer Heimat. Das sei dein Dank! Fülle dich mit der Kraft deiner Erde, bis du selber ein Stücklein Heimat geworden bist und gläubige Menschenlein dir vertrauen dürfen, wie der ärmste Dorn der wachenden Kraft des Sommers! Dann wirst du dich einst in Frieden zur Ruhe legen, und die Heimatsschollen werden dich bergen und hüten wie ein köstliches Samenkorn!

Das Amt Bedersfela und die Carlsburg.

Von Ad. Krönte.

Wenn das alte Amt Bedersfela als selbständiger, im Laufe der Jahrhunderte wenig veränderter Verwaltungsbezirk und als in sich geschlossene von Naturgrenzen umgebene Landschaft auch eine eigene reich bewegte Geschichte aufweist, so sind die Geschichte dieses Gebietes im weiteren Sinne doch in erheblichem Ausmaße von den Ereignissen an der Unterweser beeinflusst worden. Wer die Karte betrachtet, erkennt, daß sich hier die einzige geographisch offene Seite der Landschaft befindet. Ein neuer Beweis dafür, daß selbst in kleinsten Gebieten geographische Lage und Geschehen in engstem Zusammenhange stehen. Es ist für die Eingefessenen der beiden Börden Debestedt und Ringstedt von viel höherer Bedeutung gewesen, was an der Wesermündung geschah, wer hier herrschte, was für Pläne der jeweilige Herr hegte, vorbereitete oder gar zur Ausführung brachte, als etwa für die räumlich ebenso nahe gelegene Wurster Marsch. Diese Beziehungen reichten von der Zeit, da Karl der Große versuchte, Bremen als Stützpunkt seiner Macht zu festigen bis in die Gegenwart, wo das Aufwachen der Unterweserstädte die wirtschaftliche Entwicklung des Hinterlandes gewaltig beeinflusst hat und noch weiter beeinflussen wird. Die „Carlsburg“, als Vorläufer Bremerhavens und Wesermündes, hat in ihrer Begründung, Erbauung, Verteidigung und ihrem endgültigen Untergang natürlich das Leben der Eingefessenen dieses Landes ebenfalls berührt. Die Anlage einer Festung im 17. Jahrhundert bedingte eine Erfassung der nächsten Hilfsquellen. Nicht nur Baumaterial aller Art, in erster Linie Holz (Busch, Kallifaden, Brennholz) und Steine, sondern auch Nahrungsmittel in größerem Umfange waren erforderlich, und zwar in Anbetracht der damaligen Verkehrsverhältnisse aus der nächsten Umgebung. Das ist denn auch in ausgiebigem Maße geschehen.^{*)} Es kamen für die Schweden nur das Land Wursten, die Lemter Bedersfela und Beverstedt in Frage. Alles, was nicht zu Schiff aus weiter Entfernung gebracht werden mußte, bezog man hierher. Diese Verdienstmöglichkeiten waren unter den heutigen Verhältnissen durchaus freudig begriffen worden. Damals wurden diese „Lieferungen“ zu einer großen Plage. Die Landbewohner unterzogen sich der auferlegten Fuhrten an Holz und Torf und der angeforderten Transporte an Vieh mit größtem Widerstreben, und noch jahrelang nach der Zerstörung der „Carlsburg“ (1676) zeigen uns Schriftstücke aus den Händen der Einwohner in nicht mißzuverstehender Deutlichkeit, wie gereizt sie durch die Abgaben nach der „Carlsburg“ geworden waren und mit welchen Empfindungen sie dies Vork-gebrauchten. Nichts kann wohl deutlicher den ungeheuren Unterschied der wirtschaftlichen Verhältnisse auf der Geest zwischen einst und jetzt begreiflicher machen als diese Tatsachen. Verständlicher wird uns das Widerstreben der Einwohner, die „Carlsburg“ zu beliefern, wenn wir bedenken, daß sie und das Amt Bedersfela von 1675 bis 1680 gar oft den Herrn wessellen und Schweden, Münster, Brandenburg, Dänemark und Braunschweig-Lüneburg nach- und nebeneinander regierten und „Lieferungen“ anforderten. Den Höhepunkt für die engere Umgebung, besonders für das Dorf Spaden, erreichte diese Ungewißheit und daher auch Widerspenstigkeit der Bauern kurz vor der Kapitulation der „Carlsburg“ (12. Januar 1676). In der „Carlsburg“ regierten Oberstleutnant Welle und neben ihm der Rat Vesser.

Die Belagerung war lange vorausgesehen und nahm auf Seiten der Alliierten (Dänemark, Braunschweig-Lüneburgs und Münsters Truppen beteiligten sich daran) nur langsam ihren Fortgang. Trotzdem

*) Vessell, Geschichte Bremerhavens, S. 67 ff.

berücksichte in der Festung Mangel an allem. In letzter Stunde befohlen Welle und Besser dem schwedischen Untmann in Bederfesa „eine gewisse Quantität an Roggen, Rindern, Schafen, Schweinen und Kesseln oder Gruben in obgedachte Festung anzuschaffen und einzuliefern.“*) Sei es nun, daß der Schwede schon keine Machtmittel mehr besaß, die Lieferungen durchzuführen, sei es, daß die Münsterer schon auf der Burg lagen, genug, die notwendigen Sachen kamen nicht. Schon berannten nach einem vergeblichen Angriff der Brandenburgischen und Holländer von der Seeseite her, die Dänen mit den Truppen Braunschweig-Lüneburgs die „Carlsburg“ von der Westendorfer Seite. Da griffen die Kommandanten zu einem letzten Machtmittel, um sich wenigstens für die nächsten Monate mit Lebensmitteln zu versorgen. Sie sandten einen Korporal mit zehn Melkern früh morgens im Oktober nach Spaden und ließen aus dem Dorfe 21 Stück Rindvieh „groß und klein, unbesehen“ in die Festung treiben zum größten Verdruss für die Einwohner, denen die Herren im Amt (Vertreter des Bischofs von Münster und der Herzöge von Braunschweig-Lüneburg) die Bezahlung weigerten. Erst nach Abzug der Mitterten (1680) und nach dem der Proviantmeister der „Carlsburg“, Claus Dehr, ihnen bescheinigte, daß er jene 21 Ochsen erhalten hätte, kamen sie auf ihre Kosten.

Spaden litt in jenen Tagen der Belagerung auch in mancherlei anderen Dingen. Den Schweden fehlte diese Seite der Festung besonders gesichert zu erscheinen. In den Monaten September und Oktober 1675 lagerten sie oft hier, ließen sich von den Einwohnern verpflegen und hängten überdies auch noch die Gefangenen hier an. Tage- und wochenlang hielten sich im Dorfe gefangene dänische und brandenburgische Völker auf, die jeden Tag ihre Verpflegung forderten. Wenn die Zahl 300 auch ein wenig zu hoch angegeben sein mag, so steht dennoch daraus eine große Notlage hervor. Ueberdies mußten die Spadener wieder erhalten, als die Befestigung der Festung im letzten Augenblick einer großen Lieferung Pulver bedurfte, um die Befestigungen zu verstärken. Es sollten bei 1800 Körner dazu umgeschlagen sein. Die Spadener Forst war vernichtet. Selbst die Eroberung der „Carlsburg“ und der Abzug der Schweden brachte den Spadenern wenig Erleichterung; sie mußten ihre Lage immer wieder bitter empfinden. Wie denn bis heute in deutlichster Weise zu verfolgen ist, wie sehr die den Unterwerferstädten nachliegenden Orte und Dörfer unter dem Einfluß der Stadt sich in ganz anderer Art entwickelt haben als die fernere gelegenen.**) Nach Beendigung der Belagerung kamen die Truppen des Bischofs von Münster, behandelten Spaden in ähnlicher Weise als die Schweden, forderten z. B. in einem Jahre die gesamte Weizen- und Grazernte.†) Mit Recht klagten die Spadener, da „die Dorfschaft der „Carlsburg“ so nahe liegt, sind wir auf allerhand Art sehr verdorben worden.“

Die Auswirkungen der Festung erstreckten sich jedoch nicht nur auf die nächste Umgebung. Trotzdem die „neue“ Regierung von allen Mängeln ein Verbot ergehen ließ, daß die Einwohner davon abhielt, Lieferungen an die „Carlsburg“ zu übernehmen, gelang es den Schweden, wie wir in Spaden sahen, dennoch, sich mit Gewalt jeden Bedarf zu verschaffen. Auch Neuenwalde wurde gezwungen, Holzfahren zu übernehmen. Die Wege wurden dadurch immer schlechter. Der sogenannte Wehden er Dam war im Winter 1675/76 fast unbefahrbar und nach dem Fall der „Carlsburg“ klagt Claus Dehr, daß er seinen Lebensunterhalt mehr herankommen könne.

Einen letzten eigenartigen Einfluß hat die sterbende Festung noch einmal kurz vor dem Ende des 17. Jahrhunderts auf die kirchlichen Verhältnisse der beiden (lutherischen und reformierten) Gemeinden in Ringstedt ausgeübt. In diesen Jahren, es war vor allem 1698,††) trafen zwei Entscheidungen am Hofe zu Stockholm zusammen, die an sich nicht das Mindeste miteinander gemein hatten: die Bestellung eines reformierten Pastors für die Gemeinde Ringstedt und der erneute, letzte Versuch, aus der „Carlsburg“ eine Stadt werden zu lassen. Den Reformierten in Ringstedt hatte man ihr Gesuch lange Zeit verweigert aus dem Bestreben heraus, überall in den Herzogtümern Bremen und Verden das lutherische Bekenntnis wieder einzuführen. Jetzt gestand man es der Gemeinde trotzdem zu, kam ihr auch in sachlichen Angelegenheiten trotz vorheriger Verweigerung weit entgegen mit der Begründung (die natürlich nur für die Beamten in Bederfesa bestimmt waren), daß man Einwanderer aus Holland und Ostfriesland nicht hindern wolle, in der „Carlsburg“ sich anzusiedeln. Das könne aber geschehen, wenn jene gedachten Ansiedler, unter denen sich einige reformierten Bekenntnisses befinden könnten, hörten, daß ihnen unter der Schwedenherrschaft ihre freie Religionsausübung nicht gestattet sei. So erhielt die Gemeinde sich ihr Glaubensbekenntnis, und verdankt das nicht zuletzt einer sterbenden Festung.

*) Staatsarchiv in Hannover, Des. 105 a, Fach 376, Nr. 50.

**) Es ist nicht uninteressant und von hoher volkswirtschaftlicher, volkshygiologischer und siedlungsgeographischer Bedeutung, Ursprung, Entwicklung und Ergebnisse dieser Tatsache nachzugehen.

†) Staatsarchiv 105 a, Fach 376, Nr. 78.

††) Staatsarchiv Des. 105 a, Fach 119, Nr. 160.

Gewitter über dem Moor.

Finster hängt die Wetterwolke —
Fern im Süden dumpfes Grollen....
Heiser schüllt es her vom Rofse.
Blitzgeiz. Die Donner rollen....

Drückendheiße Wetterchwüle!
Sausend wütht der Sturm im Rohre....
Grell ein Bliz! — Aufblummt die Mühle,
Ein Javal, hoch überm Moore! —

Dörr.

Friz Reuters Beziehungen zu Bremen.

Von Heinrich Mahmeier (Bremerhaven).

Mit dem Wachsen der Bedeutung des großen Mecklenburger Dichters mehrten sich dessen persönliche Beziehungen zu seiner weiteren Umwelt in gewaltigem Maße. Wir wissen, daß sein Umzug nach dem hochdeutschen Eisenach nicht zuletzt durch die Erwägung seiner fürsorglichen Luise veranlaßt wurde, dem so viel Beanspruchten ein ruhiges Plätzchen zu verschaffen. Wir wissen aber auch, daß das — heute noch fragbare — Türschild an der Reuterstraße — „Dr. Reuter vormittags nicht zu sprechen“ — es nicht verhindern konnte, daß auch hier sein Haus zu einem Taubenschlag wurde, das sein Besucher verließ, ohne von der lebenswichtigen Gastfreundschaft des Dichters und seiner Frau enttäuscht zu sein. Schaut man aber näher in die Arbeit des Stromtidichters hinein, dann muß man staunen, welchen Kraftaufwand die Erledigung eines nach allen Teilen des Reiches reichenden Briefwechsels von dem allseitig Verehrten forderte. Welche persönlichen Beziehungen dieses großen Volksdichters weisen nach unserer Weserhauseinfahrt hin, die der Dichter freilich — das mag vorweg gesagt sein — nie betreten hat?

Ein angesehener Buchhändler, Karl Tannen, der als Mediator einen guten Ruf hatte (Zeitgenossen verglichen ihn mit dem berühmten Reuter-Mediator Krappelin) befaßte sich auch mit Schriftstellerei. Er sandte eine von ihm verfaßte Sammlung niederdeutscher Sprichwörter und Lebensarten, sowie eine plattdeutsche Bearbeitung von Reinecks Rost an Friz Reuter; worauf dieser seinem „lieben Kollegen“ mit einem äußerst freundlichen und anerkennendem Schreiben dankte. (16. 2. 62.)

„... Wenn ich auch eine Menge dieser Kernsprüche im Leben ausgegabelt habe, so reichen diese doch lange nicht an den Schatz, den ein so fleißiger Sammler wie Sie eingeheimst hat. Mit dem „Reineck“ haben Sie mir mein Lieblingsbuch geschenkt. Ich habe ihn in allen Gestalten gelesen — sogar übersetzt von Goethe — und nun erhalte ich ihn in der Mundart, die mir am mundrechtesten ist. Haben Sie vielen Dank für den Genuß. In seiner Zeit werde ich mich zu revidieren wissen.“

Am 31. Juli desselben Jahres erhielt T. dann die „Festungslit.“ mit einer freundlichen Widmung des Verfassers. Als die beiden Männer sich einige Jahre später in Thübingen kennen lernten, äußerte Reuter: „Wat schad, min Jung, dat wi uns nich früher kennen.“

Angleich reger und inniger war aber der Verkehr mit einem Bremer Bürger, der durch sein prächtiges grades Wesen und durch sein kaufmännisches Geschick eine bedeutende Stellung in seiner Vaterstadt einnahm: Carlsten Heinrich Waltjen, Begründer und Besitzer einer Eisengießerei und Schiffswerft, der u. a. die Schleusentore hier in Bremerhaven baute und aus dessen Werk, die sich später zur „Mittellgesellschaft Weser“ ausdehnte, viele Schiffe die Meere besuchten. W. und seine Frau waren bereits längst altbende Verehrer Reuters, dessen Werte manchmal die Abendgesellschaft erfreute, als W. sich ein Herz faßte und dem Dichter — unter Beifügung bester Bremer Zigarren — einen auf gut Plattdeutsch abgefaßten Brief sandte, der mit den Worten schloß:

„... Länger will ich Se aber nu nich quälen mit mine Fragen. Id will Se aber bidden, Ehre Fro van mi un mine Fro unbekannter Wiese to gröten. — Un nu fate id in Gedanken Ehre Hand, de id hart-lit drücke, un segge: Friz Reuter, holt de Ohren stief un de Jedder in'n Gang! — Lew recht, recht woll.“

Die ungeschminkte schlichte Art dieses tagenborenen Bremerers muß unsern „Fribing“ gepackt haben, wie aus einem langen launigen Antwortschreiben hervorgeht, das — ausnahmsweise — ebenfalls plattdeutsch abgefaßt war, und das keinen Zweifel darüber zuließ, daß hier ein inniges Freundschaftsband geschlossen war. Erst im Sommer 1866, gelegentlich einer Reise Waltjens und seiner Frau nach Jmenau und Weimar, waren diese Gäste im Hause Reuters in Eisenach. Es müssen herrliche Tage gewesen sein. Man plauderte über Heimat und Ferne (Reuters hatten Venedig und Konstantinopel besucht und Waltjens waren in Italien und Wien gewesen) scherzte und — musizierte. W. sang nämlich einen schönen Vag, seine Frau hatte eine geschulte Altstimme, „Luising“ verfügte über Sopran und Klavierpiel und Reuter brummte Silbermann dazu. — Wenngleich W. dem lieben Freunde die Meize seiner Vaterstadt auch in allen möglichen Farben beleuchtete, die vielseitige Zuanpruchnahme des Dichters ließ einen Gegenbesuch doch nicht zu, und so mußte denn der Verkehr dieser Beiden in der Hauptsache auf einen schriftlichen Austausch beschränkt bleiben. Wir entnehmen diesem aber, wie die Beiden nach echter Freundschaft gegenseitig an ihren so verschiedenartigen Schicksalen und Wirtschaftsinteressen lebhaftesten Anteil nahmen. Reuter erzählte u. a. von dem Bau seiner Villa, zu dem ihm der Großherzog einen vorzüglichen Platz geschenkt (Waltjen sandte prächtige Gartenmöbel) teilt mit, daß König Ludwig von Bayern ihm den Maximilianorden verliehen, senkt über die strapaziösen Ehrungen bei einer Reise durch Mecklenburg und Pommern und entfaltet seine schriftstellerischen Pläne. W. hingegen dankt für die ihm verehrten neuesten Dichtungen, erzählt von dem Ausbau seines Unternehmens und verspricht immer wieder dem Dichter seinen vielen Bremer Verehrern persönlich bekannt zu machen. Auf Grund dieser Briefe sagt Professor Waechter über Waltjen bei dessen Tode: „Mit ihm ging ein tagenborener „Bremer Bürger“ dahin von eichem Schrot und Korn, kunstsinig und gemüthvoll, ein Mann, der das Herz am rechten Fleck hatte und der, was immer seltener wird, die plattdeutsche Dichtung hegte und pflegte.“

In der Reihe der bremischen Reuterverehrer, die zu dem Dichter in unmittelbare Beziehung traten, tritt dann noch einer hervor, der seinerzeit weit über Bremens Grenzen hinaus großes Ansehen genoss. Es ist der Großkaufmann, Senator und Reichstagsabgeordnete Hermann

Freese (gest. 1909), ein literarisch außerordentlich geschulter Mann, der durch sein humorvolles Erzählertalent im „Rautentanz“ in Eisenach die Aufmerksamkeit des großen Humoristen auf sich zog und der stets im Freundeskreise einen großen Teil Reuterischer Poesie zur freien Verfügung hatte.

So begegnet uns in dem Briefnachlaß Reuters noch öfter der Name eines Bremers. Das Handelshaus Bertram und Müller teilt mit, daß eins ihrer Schiffe ihm zu Ehren „Stromtid“ getauft sei. Ein Lehrer Ludwig Rosenbagen bittet, seine unter dem Titel „Sarsfbläder“ zusammengefaßten Gedichte ihm widmen zu dürfen. Ein Herrmann Böving ladet ihn innigst zum Besuch ein. Und endlich finden wir den Namen eines Historikers, Dr. Karl Julius Arnold, der Friß Reuter veranlassen will, im Rahmen eines wissenschaftlichen und literarischen Vortragszyklus in Bremen aus seinen Werken vorzulesen. Die Begründung, mit der Reuter diese Aufforderung ablehnt, gewährt uns noch einen kurzen Einblick in das bescheidene Wesen des Dichters und in seine objektive Selbsturteilung. Er schreibt:

„... Auch würde ich wohl nie mich dazu verstehen, meine eigenen Sachen öffentlich gegen Honorar vorzutragen. Ich hasse dergleichen Präsentation und Ostentation, die gewöhnlich auf nichts weiter hinauslaufen, als auf Triumphe schriftstellerischer Eitelkeit. — Mit wissenschaftlichen Vorträgen ist es etwas anderes, aber poetische Produktionen werden bessere Vorleser finden als den Dichter selbst.“

Das Wort Reuters aber hat sich durch den stürmischen Wechsel der Zeiten hindurch auch in der echt niederdeutschen Weserstadt bis heute eine große Gemeinde treuer Verehrer bewahrt.

Ueber die Heide.

Ueber die Heide hallet mein Schritt;
Dampf aus der Erde wandert es mit.
Herbst ist gekommen; Frühling ist weit —
Gab es denn einmal selige Zeit?

Brauende Nebel geistern umher;
Schwarz ist das Kraut und der Himmel so leer.
War ich hier nur nicht gegangen im Mai!
Leben und Liebe — wie flog es vorbei!

Theodor Storm.

Von der alten Befestigung der Stadt Verden.

Die Stadt Verden war vor etwa 600 Jahren besetzt, und zwar von Anfang des 13. Jahrhunderts bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. Die Notwendigkeit einer Befestigung erkannte zuerst Bischof Iso, ein Graf von Wölpe bei Mienburg. Er ließ 1222 um die Rorderstadt eine 2 bis 3 Meter hohe Mauer ziehen. Erst als ein Teil der Süderstadt gegen Ende des 13. Jahrhunderts bei einem Ueberfall des Erzbischofs Albrecht von Bremen eingekesselt war, sah auch das Domkapitel dieser Stadt ein, daß sie durch eine Mauer geschützt werden müsse. Dies geschah stückweise von 1371 bis 1512. Aus der Zeit um 1500 stammt die Tempelförte; das Mühlenort ist wahrscheinlich noch später angelegt worden. Außerhalb der Mauer durfte denn auch niemand mehr wohnen. So erzählt die Chronik, daß z. B. Heinrich von Eiken, dessen Haus außen an die Stadtmauer anlehnte, vom Domkapitel gezwungen wurde, es „um der Sicherheit der Stadt willen“ niederzureißen. Nur innerhalb der Stadt wurde ihm der Wiederaufbau erlaubt.

Die Rorderstadt hatte damals vier Tore, Süder- oder Altstädter Tor, Wester- oder Brücktor, Nordertor und Ostertor. Die Süderstadt verfügte über das Neue Tor und das Mühlenort, sowie über die Tempelförte und die Fischerförte, die bei der Allerbrücke nahe beieinander lagen. Im Jahre 1510 besaß das Domkapitel 31 Hakenbüchsen; 1536 waren es 60 Doppelbüchsen aus Kupfer und 30 aus Eisen. Die Rorderstadt war in der Beziehung reich und starker, auch stand ihr die Bürgerwehr zur Seite. Bei Sonnenuntergang wurde die Stadt in den einzelnen Toren geschlossen. Nach Vereinigung beider Städte durch die Folgen des Dreißigjährigen Krieges, der Rorder- und Süderende in schwedischen Besitz brachte, fiel auch die Trennungsmauer zwischen beiden, das altstädtische Tor wurde niedergerissen und der Stadtgraben zugeworfen. Wie in anderen Städten, so zeigten die Freiheitskriege auch hier die Bedeutungslosigkeit der Befestigungen, und deshalb fing man an, die Stadtmauern niederzureißen und die Wallgräben zuzuworfen und zu ebnen. Auf dem Rasse wurden Bäume in Reihen angepflanzt, und die Alte Burg wurde abschleift. Einzelne Teile der ehemaligen Stadtmauern sind stehen geblieben; so sind sie noch zu erkennen am Johanniswall, hinter der Sandbergsmauer, in den westwärts des Andreasalles und Nicolaisalles liegenden Gärten, an den Höfen und Gärten einiger Häuser am Mühlenort und in der Straße hinter der Mauer.

Besonders beachtenswert sind noch zwei Befestigungstürme der alten Festungsstadt Verden: in der Rorderstadt der Turm am Johanniswall, die sogenannte Wilttelei, und in der Süderstadt der Turm an der Aller beim Mühlenort. Die Wilttelei hat rechteckige Grundform, ist 17 Meter hoch und 7,90 Meter breit. Man sieht an Bruchstellen, wie die Ringmauer der Stadt an beiden Seiten des Turmes 6 Meter hoch hinaufgereicht hat. Mehrere vordere Schießscharten sind an der Außenseite zugemauert, oben sind auch an den Seitenwänden Schießscharten gewesen. Die einzelnen kleinen Löcher im Mauerwerk, das unten 1,80 Meter dick, oben schwächer ist, — man findet sie an der Westseite der Turmes —, sind Zeugen davon, daß die Angriffswaffen damaliger Zeit wenig gefährlich waren. Der Turm ist heute als Polizeigefängnis eingerichtet, die Fenster sind

vergittert. Der alte Name „Wilttelei“ deutet diesen Zweck des Gebäudes an. Das westlich an den Turm angebaute alte Fachwerkhaus Piepenbrint Nr. 1 ist als Dienstgebäude eines städtischen Sicherheitsbeamten eingerichtet; diesem liegt auch die Verpflegung der Inhaftierten ob.

Der Verteidigungsturm der Süderstadt ist nicht mehr städtisches Eigentum. Seine Höhe beträgt reichlich 5,50 Meter, das Dach 2,50 Meter; die Mauer ist 1 Meter dick. Unten und oben befanden sich je drei Schießscharten, die jetzt außen zugemauert sind. Sie sind innen so eingerichtet, daß ein Mann bequem darin auf den Knien sitzen und schießen kann. Der Turm hatte früher ein Runddach; das jetzige, an den Giebelseiten mit Holz verschaltete Satteldach will dem halbrunden Turm, der nach innen gerade und nach außen, der Aller zu, rund ist, gar nicht recht frommen. Aber trotzdem bleibt der Beschauer unwillkürlich stehen, wenn er von der Brücke her am Bollwerk der Aller hinget und den Turm im Garten des Hauses findet, an dem der Weg ins Mühlenort führt. Er genießt gern den eigenartigen Eindruck, den der alte Zeuge ehemaliger Stadtbefestigung und Verteidigung mit seinem groben starken Gemäuer gewährt. Mit der südlichen Rundede stößt der Turm an das Wohnhaus des Besitzers Wiltje an, und in der Hinterwand dieses ist ein Wappen eingemauert, das die Herren von Mandelsloh führten, die in der Geschichte der Stadt eine gewisse Rolle gespielt haben. Nördlich am Hause führt der Wehrgang von der Straße in den Turm.

F. V.

Gehnsucht nach Gattlein.

„Warum,“ hab ich die Immen gefragt,
„fliegt ihr aus, wenn kaum es tagt,
fliegt bis zum letzten Abendchein
und tragt süßen Honig ein?
Warum werdet ihr nie müd'
auszufliegen, wenn alles blüht?“

Hat da ein Immelein mir gesagt:
„Träume ich doch alle Nacht,
wie es einmal schön wird sein,
wenn alle lieben Immen mein
satt sind. Drum werd' ich nie müd'
auszufliegen, wenn alles blüht.“

Hat da mein Herz zu mir gesagt:
„Träumst du nicht auch jede Nacht,
daß du einmal satt möchtest sein,
ohne Gehnsucht, Sorge und Pein?
— In eines jeden Wesens Gemüt
steht eine Gehnsucht nach Gattlein glüht.“

Marie Moravsek.

Vermischtes.

ml. Landseutungen in Ostfriesland. Daß eine dauernde Veränderung des Höhenunterschiedes zwischen Meer und Land in Nordfriesland zu Ungunsten des Landes stattfindet, ist nach den neuesten Forschungen nicht mehr zweifelhaft. Einige Forscher erklären dies aus einem Steigen des Meeresspiegels; die Mehrzahl der Gelehrten ist aber der Ansicht, daß es sich um eine Landseutungen handelt. Der „Nordfriesische Verein für Heimatkunde und Heimatliebe“ hat die Regierung aufgefordert, die Sache genauer untersuchen zu lassen, damit nicht durch ähnliche Katastrophen wie früher wertvolle Marschgebiete Nordfrieslands gefährdet oder gar vernichtet werden!

+ Der Schöpfer des Fieberischen Heimatmuseums, Rektor a. D. Dietrich Sohnholz, vollendete sein 80. Lebensjahr. Gelegentlich der hundertjährigen Jubelfeier des Fieberischen Schützenvereins im Jahre 1886 veröffentlichte er eine Sammlung von Aufsätzen zur Fieberischen Geschichte (Aus Fieber's Vergangenheit), die noch heute als zuverlässige archivalische Studien sehr geschätzt sind.

Bücherchau.

Hermann Böhndorf von Albrecht Janßen, Verlag Rich. Herms, Hamburg. Wohl kaum ein Zweiter war so berufen, die Persönlichkeit und die Bedeutung Böhndorfs zusammenfassend darzustellen, wie Albrecht Janßen, der als Freund des Dichters so oft Gelegenheit hatte, in die Seele dieses feinstinnigen Grüblers hineinzuschauen, und der durch seine eigenen Erzählungen („Der Deichgraf“ — „Das einsame Land“) zur Genüge bewiesen, daß ihm für poetische Behandlung norddeutscher Landschaft und Stammeart ein hochkünstlerischer Blick eigen ist. — In schlichten, liebevollen Zügen zeichnet er hier zunächst das Lebensbild Böhndorfs, dessen Dasein durch den Kampf zwischen körperlichen Leiden und himmelanstrebendem Geistesfluge zur ergreifenden Tragödie wurde. Eingehend werden dann die einzelnen Dramen („Fährkrog“, „Bahnmeister Tod“, „De robe Innerrod“, „Kramer Krah“, „Schattenspal“, verschiedene Fragmente), die Balladen und lyrischen Dichtungen nach Form und Inhalt einer durchaus objektiven Kritik unterzogen, und zum Schluß versucht der Verfasser, aus dem Wert den wirklichen Wert dieser hervorragenden norddeutschen Dichtergestalt zu kristallisieren. Der Ausklang des äußerst anregenden Buches ist die unausgesprochene Klage: „Warum nur mußte das Schicksal uns diesen Gabenspenden und Wegebahner so früh entreißen.“

Heinrich Rahmeyer (Bremerhaven).